

und ist doch ein bisschen von allen. Man sieht wie am Sonntag und doch vor einem Katheder. Das hat er gern und so gewohnt ist schon Konferenzen von allen, für alle, über alles. Jeden Dienstag kann man in der Bobinière, punkt vier Uhr, den guten, dicken, alten Entel Sarcey hören, über Racine oder über Pascal oder über Beaumarchais, behaglich instructiv, vor Mädchen und Frauen der bürgerlichen Welt, während wieder Donnerstag Karroff, der lose Spötter, seine listigen Glosten zu den Zoten sagt, welche dann die hagere Nette singt, mehr für Herren und minder bürgerlich. Und es gibt Conferenzen von Lemaitre und von Brunetière und von Yarrowout und es gibt Conferenzen über das letzte Buch und über das letzte Stück und über Panama und über die Juden und über die Anarchie und über das Krüffen. Aber alle, sagen die Kenner, sind nichts gegen die Conferenzen des Grafen Robert Montesquion, wenn seine dunkle, innige, ein wenig gascognaische Stimme, leicht, leise und lässig, über die Desbordes-Valmore, die „christliche Sappho“, oder sonst eine ferne, fremde und gesuchte Sache spricht. Dann drängen sich alle Apostel des Morgigen hier, Dichter mit asyrischen Bärten, die steifen Locken wunderbarlich verknörcht, prärafaelitisches bleiche Maler, schmale, matte und wie Lilien fällige Comtessen, leicht verückt und leicht ermüdet, nach den Paradiesen unbekannter Schönheit lästern, und zwischen den scheuen und wie verschmachteten Farben ihrer weiten, weissen Gewänder glänzt silberlich und weiß der Schädel des Verlaine: denn der Graf Robert Montesquion ist jetzt die neueste Mode der immer neuesten Geister, die geflüstert stets an Wünschen und Gefühlen vor ihrer Zeit sind und von jedem Geschmacke die Erstlinge haben müssen.

Whistler hat ihn gemalt, das Bild war heuer im neuen Salon. Da steht der hagere, fahle Dandy wie ein Fechter oder ein Tänzer, man weiß es nicht recht: ganz schwarz, sehr lang, sehr schmal, sehr glatt, ein bisschen geziert, heroisch, doch bizarr, fast sublim, aber lächerlich. Man denkt an Don Quixote, aber an einen anglistierten, der bei Poole arbeiten ließe. Ein ritterlicher snob — so sieht hier der Dichter von Les Chauves-Souris und Le Chef des odeurs suaves aus.

Man kann nicht sagen, daß diese Gedichte schlecht sind. Aber man kann auch nicht sagen, daß sie gut sind. Ihre Macht ist köstlich. Aber sie sind nur Macht. Es fehlt die Seele. Sie wirken auf den Geist, die Sinne, die Nerven. Gefühle treffen sie nie. Sie treiben tausend Klünste und vermögen keine Kunst. Das leugnen auch seine Freunde nicht. Aber es ist ihnen gleich: denn sie rühmen nicht seine Kraft, sondern sein Leben. Nicht in seinen Versen, sondern durch die Kraft, da draußen im Pavillon de Mabame, der ihm in Versailles gehört, die tägliche Welt in ein Geschöpf von Märchen, Traum und Poesie zu verwandeln, ist er ihnen der große Künstler. Die Gedichte sind dabei nur Mittel und Hilsen, wie die große Sarah oder die winzige Reichensberg, die er zu seinen Festen ladet, um sich in die Stimmung zu bringen, die er eben will. Das, sich wissenschaftlich zu hallucinieren, ins Unwirkliche zu flüchten, Gedicht zu leben, das ist „die Kunst der Décadence“, die sie suchen, und da gilt er Meister.

Man weiß und er hört es gern erzählen, daß er das Original des Esquintes in dem Romane von Guy de Maupassant „A rebours“ ist. Dieser hasst die wirkliche Welt und flücht in ein künstliches Leben, loin de l'incessant déluge de la sottise humaine. Er sperrt sich in einen Thurm, schläft den Tag, wacht die Nacht. Der Saal gleicht der Cabine eines Schiffes und hinter den Scheiben der Porten sind Aquarien mit mechanischen Fischen. Das Boudoir ist eine öde mündische Zelle, aber aus köstlichen und seltenen Stoffen. Hier träumt er und oft öffnet er einen Schrank mit Schnäpsen, son orgue à bouche, kostet hier und dort einen Tropfen, schlürft und spielt sich aus ihren Reizen Symphonien vor. Jeder Schnaps gibt ihm einen anderen Ton: der Curoçao klingt wie Clarinette, Kimmel wie Hoboe, Anisette wie Flöte; indem er sie mischt, schwillt ein mächtiges Orchester. Oder er sinnt vor Gemälden: vor der Salome des Gustave Moreau, vor den gefolterten Heiligen des Ruyter, vor Edilon Redon. Oder er liest die alten Römer, aber da mag er nur Petronius, Marius Victor, Orientius, welche die Humanisten die schlechten Schriftsteller heißen. Er treibt fleißig Theologie. Er liebt mit Vier und Fünf die perversten Trichoden.

Das mag ja ein bisschen chagiert sein, aber es stimmt mit dem Wilde, das der brave, herzliche Coppée neulich von dem Originalen gab. Er kennt den Grafen lange und schildert, wie schon der Jüngling immer fremd und seltsam war, geflüstertlich anders als die anderen. Er suchte das Besondere, Herr, Einzige. Neue Verse, ungehörte Worte, Stimmungen, die keiner noch gefühlt, wollte er gern finden. Er mied die übliche, banale Schönheit. Was der Menge gefiel, mußte er verachten; er hasste den Geschmack der Vielen. „Nein“, pflegte er zu sagen, „wenn ich mich je entschließen könnte, etwas von mir drucken zu lassen, so soll es höchstens in dreizehn Exemplaren geschehen — zwölf für die Freunde und eines für die Menge.“ Und dann hatte er den Wahn, die Blumen zu hassen, welche duften, Veilchen oder Nelken. Er trug nur die Gardenia, welche ohne Duft ist, eine Blüte ohne das Wesen der Blüte. Aber diese parfümierte er sehr, weil er Gerüche liebte: sie dufteten nur nicht natürlich sein. Weil es in der Natur der Blumen ist zu duften, wählte er die unnatürliche Gardenia, die es verleugnet. Aber weil es in der Natur der Gardenia ist, nicht zu duften, tauchte er sie in tiefe, heftige Gerüche, bis sie sich selber so verleugnen mußte. Dem schlachten und bürgerlichen Coppée schien es nützlich, aber er wollte nicht zürnen, weil es doch immer ohne Pose, ungezwungen war.

Man sah, daß der Jüngling nicht anders konnte. Er schien gefucht und suchte es doch nicht zu scheinen. Und er sagte: sa nature consistait à n'être pas naturel.

Der wackere alte Herr merkte es wohl gar nicht, daß er da die Formel dieser ganzen Décadence gab. Es ist ihre Natur, unnatürlich zu sein. Wie der Philippe des Barrés rufte: „Fuyons, rentrons dans l'artificiel!“ Wie der Roger des Maupassant sagt: „Ich behaupte, daß die Natur unsere Feindin ist und daß wir immer gegen die Natur kämpfen müssen.“ Wie die Goncourts schon 1854 in ihrem Tagebuche schrieben: il est une corruption des vieilles civilisations qui incite l'homme à ne plus prendre de plaisir qu'aux oeuvres de l'homme et à s'embêter des oeuvres de Dieu.

Es ist ihre Natur, unnatürlich zu sein. Sie können nicht anders. Falsche Forderungen verleiden ihnen das Leben. Barbaren, die nicht an der Spitze einer alten Cultur geboren werden, nehmen die Welt, wie sie ist, mit den Sinnen in die unbefangene Seele, die sie aus sich ordnen, deuten, wesentlich formen mag: die Welt wird ihnen, indem sie ganz in ihre Seele und ihre ganze Seele in sie bringt, von selber Kunst. Aber aus dieser spinnst eine alte Cultur dann Nebel und Scheine um die Erziehung ihrer Menschen. Sie wachsen, unselbige Spätlinge, nicht mehr in der wirklichen Welt der Sinne, sondern in einer künstlichen von geborgten Träumen auf, dem Erbe von einst. Die Werke der Vergangenheit verfallen ihnen die Dinge der Gegenwart. So lernen sie alle Verschönerungen, die je ein schwärmerischer Wahn der Ahnen schuf, vom Leben fordern und weil es nicht geben kann, was nur die Seele geben kann, wenden sie sich mit Eitel und Verachtung ab. Die Kunst der Väter tödtet das Leben der Entel. Sie wollen aus dem Wirklichen flüchten. Wohin? In die Seele? Aber die Seele ist leer, wenn ihr der Stoff der wirklichen Welt fehlt: sie wird an ihrer Fülle erst lebendig; nur wer wachte, kann träumen. In Kunst? Aber sie ist doch immer nur gefühltes Leben. Jene tobte der Vergangenheit mögen sie in Erinnerungen genießen; selber können sie keine der Gegenwart schaffen. Sie sind stumm, nichts will mehr in ihnen quellen und, indem sie die Natur verloren, verloren sie auch die Kunst. Es ist ihre Natur, weil sie unnatürlich sind, unklüsterlich zu sein.

Das Leben fühlen, durch das Gefühl das Wesen aus der Hülle holen, fühlend sich selber in den Dingen und die Dinge in sich selber und seine Einheit mit der Schöpfung finden — das war immer der Sinn der Kunst. Das Leben fliehen, durch Poesie, Wahn und Traum verdrängen, in sich vergehen — das ist der Sinn dieser Décadence. Man kann sie begreifen. Ja, sie mag in der letzten Stunde alter Culturen unvermeidlich sein. Aber Kunst darf man sie nicht nennen.

Die Décadenten vom Schlage des Grafen Montesquion sind nicht Künstler, die schaffen, sondern Laien, die genießen wollen. Es handelt sich ihnen nicht um neue Werke, sondern um andere Freuden. Sie geben nichts, sie möchten nur nehmen.

II.

Der Graf von Montesquion heißt englisch Oscar Wilde.

Auch Oscar Wilde ist mehr durch sein Leben als durch seine Werke berühmt. Diese haben Geist, eine gefällige Gabe, schön zu tapazieren, und den Glanz von Juwelen und Geschmeide. Jetzt schmeicheln sie dem Auge, jetzt dem Ohre, alle Sinne schmelzen; aber es schmeigt das Gefühl. Sie sind Dichtungen für Dichter, die immer seine gewählten, ungemeynen Absichten, die seltenen und reichen Mittel bewundern müssen; aber zum Menschen bringen sie mit allen feinen Kisten nicht. Sie verschwenden die edelsten Wägen; aber es fehlt der Saft, der den großen Rausch gibt. Doch durch sein jähes, buntes und groteskes Leben von grellen Farben und mit Fleiß phantastischen Begierden, das Abenteuer sucht, dem Banalen feind, nach Chimären lästern, und stets den bürgerlichen Sinn beleidigen will, wurde er der Liebling der „Estheten“.

Diese „Estheten“, die Erben der Prärafaelite Brotherhood, die der Punsch so unermüdlich verspottet und Sullivan in eine muntere Operette gebracht hat, sind eine fanatisch dem Schönen ergebene, in künstlichen Entesen selige Gemeinde. Composer la vie d'impressions d'art et de cela seulement, hat Bourget als ihre Lösung gegeben und die Bernou Lee, die eine Zeit zu ihrer Gruppe gehörte, läßt den Helben der Miss Brown erklären: „Das einzige, was uns zu thun übrig bleibt, uns, die wir zu spät gekommen sind, ist, daß wir die welken Blüten der Vergangenheit suchen und sammeln, wie entfärbt sie auch sein mögen, um mit ihnen unser Leben zu parfümieren. Die äußere Welt wird täglich häßlicher. Wir müssen uns mit den Stoffen von einst und durch unsere Einbildung eine eigene kleine Welt bauen, wo wir in Schönheit leben können.“ Was irgend helfen mag, die Gegenwart zu vergessen, die Vergangenheit zu wecken, Trauma zu bringen, halten sie mit Eifer: alte, blasse, schwache Weberereien, gothische Möbel und bausteile Trachten, Lilien, Wappen und die laute Pracht der Pfauen — so verhängen sie die Täglichkeit der Dinge und mit stillen Gesten feierlicher Demuth, in Gewändern von Mantegna, boticellisch ernst und milde lauschen ihre Frauen, wie in weißlich-grüner Seide, unter Kränzen blischer Rosen, Pagen aus der Vita Naova lesen.

Mehr noch als durch das Märchen, das er lebt, verdient Wilde die Bewunderung und Liebe der „Estheten“ durch den „decay of lying.“ Das ist ein kurzer Dialog, kaum sechzig Seiten, über die Kunst. Er sagt in ephernen und unvergesslichen Sätzen den Glauben,